



Fünf Jahre! kleinefeine Schreibschule für Jung & Alt
Dr. Erna R. Fanger Hartmut Fanger MA

Poet's Gallery Beitrag Februar 2018

www.schreibfertig.com



Martina Maria Frank

Geboren 1955 in Lauchheim auf der schwäbischen Alb.
Lehramtsstudium und Schuldienst.
1980 Umzug nach Hamburg.
Tischlerlehre und anschließendes
Kunststudium an der Fachhochschule
für Gestaltung, Armgardstraße und der
HfbK. Seit 1995 freischaffende Malerin.

Textveröffentlichungen zu folgenden Ausstellungen:

- „Der Zeppelin flog am 3. März 1931 über Lauchheim“
- „Schwarze Zahlen sind grün genug“
- „Einzelteile reduziert“
- „Ein Mädchen, das gerne ausreitet- mit ungewissem Ausgang“
- „Der Weiher wurde dunkel und kräuselte sich“

Die ganze Verwandtschaft...

Ein Gesicht ist das untrügliche Merkmal des Seelischen und zeichnet alle inneren Vorgänge auf. Am deutlichsten zu erkennen sind affektive Befindlichkeiten wie Schmerz, Freude, Angst, Ekel, Empörung; wer aber gut im Lesen feinerer Mimik ist, kann auch Zweifel, Unsicherheit, Enttäuschung, Langeweile, Ignoranz, Einsamkeit, Erwartung, ein inneres Frieren, Trauer, ja sogar ein tiefes Nachsinnen in einem Gesicht ablesen.

Im Jahre 1998 begann ich, auf Anregung meines Professors, „zu jeder Vita eines Künstlers gehören Selbstportraits“, mein Konterfei auf die Leinwand zu malen. Ich war nicht gerade motiviert, hatten mich doch die Portrait-Bilder vieler Künstler, die ich in Katalogen und Museen betrachtet hatte, meist abgestoßen. Sie erschienen mir zu stoisch und ich konnte weder natürliche Stimmung noch Geschichten in den Gesichtern lesen; immer nur Antlitze. Zu ernst und verkrampft blickten mich aus der Leinwand stierige Blicke aus mageren, ausgezehrten Gesichtern an. Auch dachte ich, dass man an Gefallsucht leiden musste, fertigte man ein Portrait seiner selbst, und ich zweifelte, ob derjenige, der dann an der Wand hängt, auch der Mensch ist, der gelebt hat.

Das Aufstellen der Staffelei und des Spiegels, dabei galt es den richtigen Winkel und die Höhe zum Betrachten auszutarieren, das Herrichten der Farben und Pinsel, denn

ich wollte auf keinen Fall mit einem Stift vorzeichnen, versetzten mich dann doch in eine neugierige, erwartungsvolle Spannung.

Aber die ersten Versuche enttäuschten mich. Ja, dilettantisch fand ich das Ergebnis; der Hals, zu lang, wirkte wie angeschraubt, die Nasenlöcher zu groß, da ich beim Malen den Kopf zu weit anheben musste, und so glich das Gesicht einer Totenmaske. Auch sah ich mich nicht getroffen: ein Massengesicht, ein gemaltes Scheitern belustigte meine Augen, das war ich nicht!

Mein Meister riet mir, die Arbeit auf größeren Leinwänden fortzuführen, und wie aus einem zweiten Himmel geboren, schwebte nun mein Pinsel absichtslos, geführt von fremder Hand über die Leinwand, holte sich elementare Farben aus den Töpfen und übersetzte das Spiegelbild in bunten Flächen in ein Gesicht.

In diesem Rauschzustand über mehrere Stunden malte ich, in einer kreativen Tourettewolke gefangen, manchmal sang und schrie ich, schnitt Grimassen oder tanzte vor der Leinwand, die ganze Nacht hindurch so viele Bilder bis ich am Ende erschöpft und glücklich in einem Selbstbildniswald erwachte und hatte das Gefühl, als hätte mich die Ausdruckskraft der Farben aus Verfangenem gehoben und befreit.

Obwohl ich für die bevorstehende Ausstellung schon die Bildreihe mit dem Galeristen abgesprochen hatte, überzeugte ich ihn davon, die Selbstbildnisse zu einem Teil mit in die Ausstellung aufzunehmen.

Am Abend, kurz vor der Eröffnung, sah ich zum ersten Mal die Bilder, gerahmt und mit großem Abstand voneinander, an den hohen, weißen Wänden der Galerie hängen.

Mir war, als stünde ich vor einem Abgrund, heißes Blut schoss in mein Gesicht und meine Beine verloren das Gleichgewicht; auf den Bildern glotzte mir meine ganze Familie, inklusive der Väter- und mütterlichen Seite meiner Verwandtschaft entgegen: meine Cousine Christel erkannte ich auf den Wangenseiten, das lange Gesicht und die Nase waren die Merkmale meiner Mutter, die Ohren und die Stirnpartie waren eindeutig die meines Vaters. Die Augen blickten melancholisch in eine ins Unendliche gerichtete Sehnsucht, gaben aber auch dunkle, misstrauische, verstoßene und boshafte Blicke in den Galerieraum ab, als demonstrierten sie vergangenes, entbehrensreiches Leben aus schwäbischer Ahnenreihe; ein Zeugnis bis ins Mittelalter zurück.

Der Mund, aus Schmerz und Leid geformt, zeigte die Narben meines Fortlebens des Familienschicksals. Der sichtbare Ausdruck des Farbengesangs als Geheimschrift der Seele stand nackt und hilflos aus dem Rahmen gefallen, vor aller Öffentlichkeit.

Auf dem Heimweg flossen starkfarbige Tränen aus meinen schwarzen Augen, über Christels Wangen, bildeten einen See auf der Oberlippe der Ahnenreihe und liefen dann in geteilten Rinnsalen über den Hals in die Furche meiner Brüste.

